

UMSCHAU

Ein großer Unzeitgemäßer?

Daß er ein Großer war, ja einer der Größten im deutschen Katholizismus unseres Jahrhunderts, ist über jede Frage erhaben. Beim Verhältnis *Joseph Bernharts* zur Zeit ist dagegen manches zu bedenken. Wer mit der Zeit geht, den wird sie hochtragen (oft freilich versinkt er dann mit ihr zusammen). Die Zeit hat Bernhart nicht zu einem breiten Erfolg geführt. Er hat sich zeitlebens schwer getan, und alle seine Ehrungen: die Berufung in zwei Akademien, die Verleihung von zwei Orden und die Ernennung zum Honorarprofessor für mittelalterliche Geistesgeschichte an der Münchener Universität wurden ihm erst im Alter zuteil. – Man kann seiner Zeit vorausseilen; dann muß man es gewöhnlich entgelten. Das hat Bernhart tatsächlich getan und erfahren. Schon als der noch nicht Dreißigjährige auf dem Augsburger Katholikentag von 1910 mit seiner Rede Aufsehen erregte, sagte Carl Sonnenschein zu ihm: „Herrlich, mein Lieber, herrlich, nur um zwanzig Jahre zu früh!“ Und auch weiterhin bohrte sein fragender Geist nicht selten tiefer, als daß er zur damaligen Zeit nicht unbequem gewesen wäre. – Schließlich kann man sich quer zu seiner Zeit stellen, aber das erfordert Kampfgeist, und Satire und Polemik lagen Bernhart ungleich weniger als etwa Theodor Haecker, zumal in dessen früherer Phase. So unbeirrt er für die Wahrheit im Weltanschauungskampf eintrat, selbst als es am gefährlichsten war.

Ein völliges Mißverständnis wäre es allerdings, wollte man ihn für heute zeitnah nur deshalb halten, weil er sich nicht der Kritik an der Kirche enthielt und weil er den Priesterberuf aufgab und heiratete. Auf die heutige Mode des Nonkonformismus hätte er sich niemals eingelassen. Er hatte ebensowenig für Menschen übrig, die das Kirchenschwänzen

als Weltanschauung hinstellen, wie für solche, denen der Priester erst dann interessant wird, wenn er, wie sie es nennen, „scheitert“. Aber lassen wir uns von seinen „Erinnerungen“¹ zeigen, wie er aus seiner Zeit herauswuchs.

Als der damalige Herausgeber des „Hochland“, Franz Josef Schöningh, um die Mitte der fünfziger Jahre Bernhart in seinem schwäbischen Wohnsitz Türkheim, seit 1934 seiner Wahlheimat, besuchte, legte der damals schon Bejahrte (geboren 1881, gestorben 1969) ihm die Frage vor, ob er nun noch eine Problemgeschichte der Frömmigkeit oder seine Erinnerungen schreiben solle; zu beidem reiche seine Lebenskraft nicht mehr aus. Schöningh empfahl ihm das zweite, und Bernhart entschied sich selber für dieses. Er arbeitete bis zuletzt daran und mußte es sich immer mehr abringen, zumal seine Sehkraft stark nachließ. Das Ergebnis aber war ein Konvolut von vielen hundert Seiten, das doch nur die Hälfte seines Lebens deckt. Die volle Veröffentlichung war ein verlegerisch unlösbares Problem. Bernharts langjähriger, mehr als ein Vierteljahrhundert jüngerer Freund Max Rössler fand mit dem schon genannten Band eine in ihrer Art gute Teillösung: Indem er das Schicksal des Priesters Bernhart in die Mitte rückte, kam er mit 327 Seiten aus, von denen der Abdruck des 1924 erschienenen „Kaplans“ zwei Drittel erfordert hat, und gewann so ein überaus ansprechendes, einigermaßen geschlossenes, vor allem lebendiges Bild des Menschen Bernhart. „Der Kaplan“ insbesondere ist ja eine Selbstdarstellung, so prall gefüllt mit Realität, daß man sich wundert, wie er anfangs als Erzäh-

¹ Joseph Bernhart, *Erinnerungen*. Hrsg. u. eingel. v. Max Rössler. Köln: Hegner 1972. 327 S. Lw. 24,-.

lung mißverstanden werden konnte. Die Personen treten geradezu plastisch heraus, und was über die Priestergestalten an Negativem berichtet wird, erhält schon dadurch Glaubwürdigkeit, daß ebenso ihr Positives unverkürzt zu Wort kommt. Es ist auch heute noch nicht unzeitgemäß, weil allgemein menschlich, wenn unter diesen Geistlichen welche geschildert werden, die Güte und Frommheit in einer sehr rauen Schale verbergen oder durch Enge starr sind oder ein recht verschiedenes Niveau aufweisen; nur Pfarr-Herren, absolutistische geistliche Monarchen, sind heute so wohl nicht mehr möglich. Umwerfend ist das alles an sich nicht; doch unter der Belastung durch dieses Milieu wurde Bernhart klar, daß er eben doch nicht zum Priester berufen war. Schon im Priesterseminar war er sich dessen nicht sicher gewesen. Niemand hatte ihn zwar gezwungen, doch er selber hatte sich allzu sehr den Satz „Bist du nicht berufen, so mache dich berufen“ zu Herzen genommen, dieses harte Wort des über alles von ihm verehrten Augustinus, das an einer Wand des Georgianums zu lesen war. Jetzt fühlte er sich vereinsamt und auf dem falschen Weg. Nur drei Jahre blieb er denn in der Seelsorge aktiv, und nach sechs weiteren heiratete er.

Wenigstens früher bedeutete die Aufgabe des Priesterberufs eine so tief reichende Erschütterung, daß sich dann Glaubens- und Lebensschwierigkeiten häufig nicht unterscheidbar durchdrangen. (Bei dem Fall Joseph Wittig, der in der Mitte der zwanziger Jahre so viel Staub aufwirbelte, habe ich das aus relativer Nähe beobachten können.) Nicht so bei Bernhart. Er verstand seine Ehe sakramental – dreißig Jahre lang, bis der Tod 1945 sie schied –, eine ungewöhnlich glückliche Ehe, und wandte sich trotzdem niemals grundsätzlich gegen das Zölibatsgebot der Kirche. Bezeichnend dafür ist folgende Stelle in der Vorbemerkung seiner „Erinnerungen“: Er habe den Zölibat auch in diesem Buch nie angetastet, „nur die Praxis der Exkommunikation und gesellschaftlichen Diffamierung des sich verehelichenden Priesters“. In letzterer Beziehung hatte er ja reichlich viel zu ertragen gehabt. Doch dies alles vermochte nicht,

seine Liebe zur Kirche ins Wanken zu bringen; die Kirche war für ihn von Kindheit an und blieb „das Gut der Güter“, obwohl schon den Heranwachsenden ein prügelter Katechet und die „bloß kalte Lehre der Predigt“ hätten irremachen können. Vielmehr schreibt er mit 28 Jahren wörtlich, inmitten einer widerchristlichen Umgebung sei er von einem gewaltigen Protest beseelt gewesen, so wenig er das Herkömmliche schon als solches für unverletzlich gehalten habe.

Die Teile seiner Erinnerungen, die nun wohl leider ungedruckt bleiben werden, hätten in die Umwelt seiner ersten Lebenshälfte weitere interessante Einblicke gewähren können. Dafür nur ein paar Beispiele. In der Glanzzeit der Universitäten München und Jena, an denen er studierte (den theologischen Doktor erwarb er in Würzburg, ebenso achtzehn Jahre später den philosophischen), kam er den Trägern damals berühmter Namen so nahe, daß er sie mit der Feder trefflich porträtieren konnte. Flüchtiger lernte er immerhin Max Scheler und Ernst Haeckel kennen. Besonders aufschlußreich sind die Eindrücke von zwei damals sehr umstrittenen Theologen. Der eine, Herman Schell, war ein bahnbrechender Gelehrter, den Bernhart verehrte, ohne doch kritische Vorbehalte zu unterdrücken. Auch bei dem Auftreten in München, über das man in dem Buch nachlesen kann, bewährte sich seine Vornehmheit, und doch wurde er mit verwerflichen Mitteln diffamiert und abgeschossen. Der andere, der Exjesuit Graf Hoensbroech, hatte sich zum üblen Hetzer entwickelt. Aber daß es wegen seiner skandalumwitterten Gestalt zu einer regelrechten Saalschlacht kam, ist doch für die Zeit sehr bezeichnend. Bernhart hätte wirklich an ihr vorbeileben müssen, wenn er sich nicht mit starken kirchen-, ja glaubensfeindlichen Kräften konfrontiert gesehen hätte. Da war etwa der Monistenbund und die „Gesellschaft für Ethische Kultur“. Auf der anderen, der kirchlichen Seite aber harmonisierte man, von alledem nicht einmal beeindruckt, Glauben und Wissen und sah über die schon bedrohlichen Zeichen der Entwicklung hinweg, weil ja Christus seiner Kirche die Unüber-

windbarkeit verheißen hatte. (Besonders grelle Lichter lassen in dieser Hinsicht Bernharts Impressionen aus Spanien auf eine erstarrte Kirche fallen.) Die in den Erinnerungen mehr am Rand aufscheinenden Gegenbewegungen des Modernismus und Reformkatholizismus waren da zumindest aufrüttelnd. Die Ziele der Reformkatholiken sind heute größtenteils offiziell in der Kirche verwirklicht. Auch Bernhart billigte sie, während er den Modernismus ablehnte, der zu einer so schweren und doch recht nachhaltigen Krise führte, obwohl Papst Benedikt XV. gleich anfangs deutlich von der Ketzerriechei abrückte und den Haupthetzer der „Integralen“ entfernen ließ. Bernharts Erlebnis mit dem Antimodernisteneid steht in dem vorliegenden Band. Seine Grundhaltung aber drückte er in einem Brief von 1909 sehr klar aus: „Ich hasse den Fortschritt ohne Glauben, ich hasse den Glauben ohne Fortschritt, weil ich die Kirche liebe... Aber mich weiß ich als Persönlichkeit, die mein Gott nicht vernichtet sehen will... Und Christus weiß ich als den Helfer, der Vertrauen um sich sehen will. Ich will ihm dienen mit jeder Zeile, die ich schreibe.“

Diesem Vorsatz wurde er auch nicht untreu, als es sehr „unzeitgemäß“ und gewagt war: im Dritten Reich. Schade, daß er die „Erinnerungen“ nicht bis in diese Epoche fortführen konnte. Fast zwei Jahre nach der „Machtergreifung“ trat er offen für das Alte Testament ein, noch dazu mit unüberhörbaren Anspielungen auf die Gegenwart. Starke Beachtung fand zudem nach wie vor sein erfolgreichstes Buch, die Geistesgeschichte des Vatikans, die auch in fünf Fremdsprachen übersetzt wurde und in der er ein gewichtiges Zeugnis für die religiöse Papstidee ablegte. Durch eine Reihe von Aufsätzen hatte er sich auch sonst als wirkungsvoller Vorkämpfer des Christentums erwiesen und sich so den Haß der damaligen Machthaber zugezogen. Er wurde von Alfred Rosenberg auf einem Nürnberger Parteitag namentlich angeprangert, so daß seine Freunde sich große Sorgen um ihn machen mußten. Zum Dezemberheft 1939 des „Hochland“ schließlich trug

er eine Weihnachtsbetrachtung „Hodie“ bei, die voller Durchblicke auf die Zeitverhältnisse war. Da stand geschrieben, daß die prophetische Religion, auch in vielen Psalmen erkennbar, der völkischen Selbstsucht die souveräne Wirklichkeit Gottes und seinen völlig anderen Anspruch auf die Geschichte verkündige, und: „Wo das richtende Licht verworfen wird, ist gesorgt, daß der abtrünnige Weltlauf es bestätigen muß.“ Daß das Heft mit einem solchen Beitrag beschlagnahmt wurde, hat die „Hochland“-Redaktion selber nicht überrascht.

Bernhart liebte wahrhaftig sein Volk und auch die Natur, aber nicht die von einer Ideologie zu „Blut und Boden“ zurechtgestutzte, sondern die in der Heimat erlebte. Hat er doch fast die Hälfte seines Lebens fern einer Großstadt verbracht. Im „Kaplan“ bilden die anmutigen Naturschilderungen den lichten Hintergrund für das geistige Geschehen. Er machte sich zum Anwalt der von manichäischen Christen bis in die neueste Zeit herein oft herabgewürdigten Schöpfung, trat deshalb für den „Leib und sein Recht“ (1930) ein und war ein großer Tierfreund. Das offenbarte sich nicht nur in einer breiten Episode des „Kaplans“, sondern auch in der prächtigen Legendensammlung „Heilige und Tiere“ und in Reflexionen über „Die unbewusste Kreatur“, die metaphysische Tiefen aufreißen. In erster Linie aber sah er die sinnfällige Natur mit dem Blick des Künstlers, der sich in das Nicht-Ich hineinlebt, ohne sich darin zu verlieren. Er hatte auch Kunstgeschichte studiert und war, als er sich aus der aktiven Seelsorge zurückzog, Sekretär der Deutschen Gesellschaft für christliche Kunst gewesen. Das war für ihn aber keineswegs nur eine Notlösung; schon allein seine Bücher über Holbein den Jüngeren und Spitzweg haben das unter Beweis gestellt.

Vom Künstlerischen her erklärt sich auch Bernharts leidenschaftliche Liebe zur Sprache. Bereits an der ersten großen wissenschaftlichen Arbeit, die er an der Universität München vorlegte, hatten die Professoren die kristallklare Sprache gerühmt. Auf sie kam es ihm stets vor allem an. Um feine Nuan-

cen herauszuholen, wurde er auch sprachschöpferisch in einem Maß, wie es nur die Plastizität des Deutschen ermöglicht. Hier ist ein Vergleich seiner Ausdrucksweise mit der Guardinis und besonders Haeckers aufschlußreich: Er schreibt subtiler und deshalb schwieriger als Guardini und erreicht nicht die im besten Wortsinn pathetische Sprachgewalt Haeckers. Wie tief er sich in Texte hinein hörte, kann man am deutlichsten an seiner dreibändigen kommentierten Auswahlübersetzung des Aquinaten und an der Übertragung von Augustins „Bekenntnissen“ verfolgen. 1934 hatte er sogar nicht nur eine Thomas-Ausgabe herausgebracht, deren Verfasser damals nicht genannt werden durfte, sondern selbst die Übersetzung im wesentlichen gedeckt, obwohl sie so eigenwillig war, daß etwa „materia“ mit „Wesungsstoff“ und „substantia“ gar mit „Selbstrage“ wiedergegeben wurde. In der Kontroverse, die wegen dieser Übersetzung entstand, machte er die für ihn bezeichnende Feststellung, er könne sich kaum mit einem Kritiker verständigen, der „evident“ nicht mit „einsichtlich“, sondern „einsichtig“ übertragen haben wolle. Ja, er ging so weit, Rudolf Borchardts Dante-Verdeutschung, von der böse Zungen behauptet hatten, sie sei durchaus verständlich – wenn man das italienische Original daneben lege, als überaus geglücktes Experiment anzusprechen. Bei ihm selber begegnen Neologismen wie „Ichen“ für „Ichwerdung“, „Freugenuß haben“ für „perfrui“ und – sehr schön! – „sich erwarhen“ für „sich bewahrheiten“. Bei den Mystikern hatte er sehr eindrucksvolle sprachliche Vorbilder gefunden. Wenn er aber in seinen Übersetzungen möglichst ohne Fremdwörter auszukommen suchte, war das bei ihm alles andere als nationalistische Enge, vielmehr gestalterische Lust an der Muttersprache. (Was heute mit unserer Sprache geschieht, ist genau das Gegenteil: sie wird durch Wortklisthees entpersönlicht und mit amerikanischen Ausdrücken zu einem Gemisch überfremdet, das man früher „Makkaronideutsch“ nannte.) Im übrigen blieb er sich immer bewußt, daß es Dinge gibt, die alle menschliche Sprachkraft übersteigen, weil

unsere Erkenntniskraft für sie nicht ausreicht; sie entziehen sich jeder Wiedergabe im Wort.

Sowohl Bernharts Gestaltungsvermögen als auch sein wissenschaftlicher Rang bewährten sich in seinen Heiligenleben. Die Untugend so vieler Hagiographen, alles glattzupolieren und womöglich noch zu verzuckern, lag ihm denkbar fern. Als der Geistesgeschichtler, der er war, ging er auch problematischen Dingen in der Welt und im Leben seiner Heiligen nach. In der so geschaffenen durchsichtigen Atmosphäre konnte aber ihre wahre Größe nur desto heller erstrahlen. Man sieht das an seinem Bonifatius, seinem Franz von Assisi (der Heilige und die Tiere!), an Bernhard von Clairvaux, Hildegard von Bingen, Albertus Magnus und vor allem an seinem Augustinus-Bild; wie kein anderer wirkte Augustinus in seinem ganzen Denken und Trachten nach. Mit der Mystik des Eckhart hatte ihn schon seine theologische Dissertation vertraut werden lassen, und die Mystik wurde überhaupt ein weiterer Bezugspunkt seines ganzen Schrifttums. Er widmete ihr mehrere Bücher und die seinerzeit viel beachtete Anthologie „Der stumme Jubel“.

Wie das Schwierige, Dinge, „wo die Rechnung nicht aufgeht“, ihn nie abschrecken konnten, ging er auch dem für unsere Vernunft Anstößigen nicht aus dem Weg. (Hier war er in unserer Epoche der Aufklärung tatsächlich nicht zeitgemäß.) So beunruhigte und beschäftigte ihn zutiefst auch das Mysterium iniquitatis, desgleichen das Dämonische in der Schöpfung. Sehr charakteristisch für ihn ist folgende, im „Kaplan“ festgehaltene Episode: Er riskierte und verlor die Freundschaft einer strenggläubigen Familie dadurch, daß er den Standpunkt verfocht, recht besehen sei das Licht der Schuldner der Nacht; denn das Böse habe eine tragische Rolle im Dienst des Guten, das ohne seinen dunklen Gegensatz nicht einmal zu denken sei. (Eine ähnliche Hypothese samt ihren bedenklichen Folgerungen hatte Fedor Stepun in seinem „Nikolai Pereslegin“ vertreten.) Ein Vierteljahrhundert später, in „Chaos und Dämonie“, führte er den Gedanken in einem bemerkenswerten Erklärungsversuch weiter: Die Kreatur ist das

durch Gott seiende Nichtgottseiende. Der Mangel Gottes in dieser geschaffenen Welt mache sie aber notwendig zu einer Welt des Übels: eingeschränkt in die Endlichkeit und doch aufgeboten zur Unendlichkeit. In seinem letzten Lebensjahrzehnt findet sich dann die entschärfte Fassung, es gäbe das Böse nicht, wenn es nicht gut wäre, daß es auch das Böse gibt. So formuliert er jetzt an einer Stelle, wo man es gewiß nicht erwartet, in einem Buch, das man als Ganzes nicht von ihm erwartet hätte. Den hochgeistigen, nicht selten schwierigen Denker befähigte nämlich seine Altersweisheit dazu, unter dem Titel „Da rief Er ein Kind“ Kinderpredigten erscheinen zu lassen, die zum Teil wirklich kindertümlich sind, deren tiefsinnige Kindlichkeit aber jung *und* alt ansprechen und bereichern kann. Ist es nicht das schönste Zeugnis für die Fülle und Weite eines Menschen, wenn seine Reichweite von geschliffener Wissenschaftlichkeit bis zu frommer Kindlichkeit geht?

Joseph Bernhart war eben als Mensch und als Denker groß; das sollten diese Zeilen wenigstens andeutungsweise in Erinnerung bringen. Er konnte allerdings unbequem sein, nach außen durch seine Grundsatztreue, nach innen durch die ungedämpfte Wahrheitsliebe und die Kühnheit seiner Gedanken. An Widerständen gegen einen solchen Mann hat es noch nie gefehlt. Als er beim Augsburger Katholikentag von 1910 als Redner auf dem Programm stand, genügte diese Tatsache, daß ein Schweizer und ein deutscher Bischof schon zuvor abreisten (es war drei Jahre vor Bernharts Verheiratung). Aber ganz abgesehen

davon, daß unbequem nicht soviel wie unzeitgemäß bedeutet – ist denn im Grund Zeitgemäßheit ein absoluter Wert? Bernhart selbst gab einmal diese Antwort: „Was der Zeit not tut, ist das Unzeitgemäße.“ Wäre es umgekehrt, so müßte man diejenigen von uns Älteren, die dem Dritten Reich inneren Widerstand entgegensetzten, noch heute tadeln, dagegen die Mitläufer loben. Ein Gedanke, den man sich in unserer „allzusehr zu fleißiger Anpassung neigenden Zeit“ (H. v. Hentig), wo so viele um jeden Preis zeitgemäß werden wollen, immer aufs neue vor Augen halten müßte.

Bernhart störte es nicht, wenn er zeitlos war; ja in vielem Wesentlichen mag man ihn sogar konservativ nennen. Auch seinen oben zitierten Satz, er hasse den Fortschritt ohne Glauben, werden heute manche Leser nur so auffassen und als vorgestrig belächeln. Und doch könnte auch dieser Satz wieder zu Aktualität kommen. Läßt doch sogar die Ökologie immer deutlicher die Grenzen der machbaren Welt und damit indirekt des rein anthropozentrischen Weltverständnisses sichtbar werden. Da aber müßte die Sinnfrage neues Gewicht und damit wieder größeren Tiefgang bekommen.

Den innerweltlichen „Sinn der Geschichte“ (so der Titel eines Buchs, das er 1931 herausbrachte) aber hat Joseph Bernhart im Wechsel von Beharren und Voranschreiten gesehen. Seine Forschungen und Erfahrungen haben es ihm bestätigt. Um so mehr konnten seine geistige Standfestigkeit und gedankliche Kühnheit zu einem gesunden Ausgleich kommen.

Karl Schaezler

Der Gastarbeiter und sein Kind

Als sich die Deutschen der heutigen Bundesrepublik im Jahr 1949 mit dem Bonner Grundgesetz ihre Verfassung gaben, kannten sie aus bitterer Erfahrung, wie man Menschen quälen und erniedrigen konnte. So war es für sie keine leere Phrase, als sie an den Anfang des Grundgesetzes den Satz stellten: „Die Würde des Menschen ist unantastbar.

Sie zu achten und zu schützen ist Verpflichtung aller staatlichen Gewalt.“ Das Grundgesetz fährt fort, daß das deutsche Volk sich um dieser Menschenwürde willen zu unverletzlichen und unveräußerlichen Menschenrechten als Grundlage jeder menschlichen Gemeinschaft bekennt.

Die Wahrung der Würde des Menschen